

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 94.

Posen, den 24. April 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht
van Bebbler.

(Nachdruck verboten.)

I.

Wie immer am Tage eines Stierkampfes sah Juan Gallardo zettig zu Mittag. Ein Stück Braten, weiter nichts. Die Flasche Wein blieb unberührt vor ihm stehen, denn es galt, den Kopf klar zu behalten. Aber zwei Tassen starken, schwarzen Kaffee gönnte er sich, dazu eine riesige Zigarre. Die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Hände gestützt, schaute er gedankenlos nach den Gästen, die allmählich im Speisesaal Platz nahmen.

Seit ihm vor einigen Jahren in der Arena von Madrid feierlich der Matadorentitel zuerkannt worden war, pflegte er stets dasselbe Hotel in der Calle de Alcalá aufzusuchen, dessen Besitzer ihn wie zur Familie gehörig behandelte, während Kellner, Portiers, Küchenjungen und vor allem die ältlichen Zimmermädchen ihn vergötterten. Hier hatte er auch, von einem Stier böse zugerichtet, lange Wochen gelegen, in einer Luft, schwer von Jodoform und Tabakrauch. Doch diese Erinnerung focht ihn nicht weiter an. Als Südländer ohnehin dem Aberglauben ergeben und in diesem Hang noch bestärkt durch die ständigen Gefahren, fand er, daß dieses Hotel ihm Glück brachte. Risse und Schrammen konnte er abbekommen, aber nicht das Leben einbüßen, wie so mancher andere Stierkämpfer.

Das rege Treiben im Speisesaal gefiel ihm. Ausländer, auch Leute aus der Provinz, gingen mit gleichgültigem Gesicht an seinem Tisch vorbei, um sich neugierig nach ihm umzudrehen, so bald sie von den Kellnern hörten, daß jener gutaussehende, glattrasierte Herr mit den schwarzen Augen Juan Gallardo war, der berühmte Torero. Dieses sichtliche Interesse an seiner Person half ihm über das peinliche Warten bis zum Beginn der Corrida hinweg. Wie lang die Zeit wurde! Diese Stunde der Ungewißheit und vagen Befürchtungen, die ihn an sich selbst zweifeln ließen, waren die bittersten in seinem Beruf. Ausgehen mochte er nicht, verlangte doch der anstrengende Kampf einen wohl ausgeruhten Körper; gut essen und trinken war ihm verwehrt, denn er mußte mit unbeschwertem Magen auf der Plaza de Toros erscheinen.

So blieb Gallardo an seinem Tisch sitzen, stieß duftende Tabakwölken aus und lugte mit gemachter Gleichgültigkeit nach einigen Damen, die den gefeierten Stierkämpfer nicht aus den Augen ließen.

Sein Stolz als Idol der Menge glaubte bewundernde Worte zu erraten, zärtliche Blicke wahrzunehmen. War er nicht hübsch und elegant? Schnell gab er seine nachlässige Haltung auf und stäubte die Asche von seinem Ärmel, wobei der enorme Brillant an seiner Linken in buntem Feuer aufsprühte.

Mit selbstgefälliger Miene musterte er seinen feinen Anzug, die dünne, quer über die Brust gespannte goldene Uhrkette, die milchweiße Perle in der Krawatte, die so gut von seinem braunen Gesicht abstach, und die wildledernen Schuhe, über denen seidene Socken, durchbrochen wie Damenstrümpfe, zum Vorschein kamen. Seine Kletter wie auch das schwarze, glänzende Haar, das er in die Schläfen gekämmt trug, strömten einen schwülen Duft von Parfüm aus. Er war zufrieden mit sich. Und gnädig sah er hinüber zu den anwesenden Damen.

Doch plötzlich stiegen die hangen Gedanken wieder auf. Der Glanz seiner Augen erlosch; hastig zog er an seiner Zigarre und bliffte abwesend den Rauchwolken nach. Wäre es doch erst Feierabend! Voll Sehnsucht dachte er an den befreienden Augenblick, wenn er von der Plaza zurückkehren würde, schweißbedeckt und erschöpft, aber froh der überstandenen Gefahr und mit der Aussicht auf einige Tage Ruhe. Wie sollte es ihm dann schmecken! Auch einen kleinen Rausch würde er sich antrinken und in einem Kabarett eine gewisse junge Sängerin aufsuchen, die er bei seinem letzten Aufenthalt leider nicht näher hatte kennen lernen können. Dieses unruhige Hasten von einem Ende der Halbinsel zum anderen ließ ihm doch zu nichts Zeit.

Eine Schar Verehrer drängte jetzt in den Speisesaal, alles Aficionados, Stammgäste der Arena, für die Gallardo „unser“ Matador war. Gönnerhaft, familiär redeten sie ihn mit du an, während er, sich der sozialen Klust bewusst, die zwischen ihm, dem von unten heraufgekommenen Torero und diesen Senjores, Großkaufleuten und hohen Beamten, bestand, ihrem Vornamen stets das Don voransetzte. Um dem jungen Meister ihre Ueberlegenheit an Erfahrung kund zu tun, sprachen sie voller Begeisterung von der alten Madrider Plaza, wo man nur „wirkliche“ Toros und Toreros kannte, und kamen dann mit vor Erregung zitternder Stimme auf den Negro zu sprechen. Dieser Negro war der große Frascuelo, Spaniens Ruhm.

„Ah, wenn du ihn gesehen hättest! . . . Aber zu jener Zeit lagst du noch an der Mutterbrust.“

Neue Besucher kamen: Reporter, Spezialisten auf dem Gebiet des Stierkampfes, die gewichtig Lob und Tadel verteilten, auch dürftig gekleidete Männer mit hungrigen Gesichtern, deren Begehren auf eine freie Eintrittskarte gerichtet war. Doch der gemeinsame Enthusiasmus ließ alle Schranken verschwinden, und jeder diskutierte mit jedem, hitzig und rechthaberisch.

Alle, die hereintraten, umarmten den Espada unter einem Schwall von Fragen und Ausrufen.

„Juanito, wie geht es Carmen?“

„Danke, gut.“

„Und deinem Mütterchen, der Senjora Augustias?“

„Ausgezeichnet, danke. Sie ist zur Erholung auf meinem Gut.“

„Und deiner Schwester und den kleinen Neffen?“

„Danke schön, alles wohl!“

„Und was macht dein Trottel von Schwager?“

„Schwächt wie immer von morgens bis abends.“

„Na . . . und Hoffnung auf Familienzunahme?“

„Ah was . . . nicht so viel!“

Damit schnippte er ein unsichtbares Stäubchen von

seinem Fingernagel, lud zum Trinken ein und erkundigte sich nach dem Eindruck, den die für die heutige Corrida bestimmten Stiere machten, denn die meisten seiner Besucher kamen von der Plaza, wo sie zugehört hatten, wie die wilden Tiere einzeln eingesperrt wurden.

Mit diesem Stiergefecht begann die Saison in Madrid und Gallardos Anhänger, durch seine jüngsten Triumphe auf anderen Plazas Spaniens ermutigt, setzten große Hoffnungen auf ihn. Kein anderer Torero hatte so viele Engagements. Von der Ostercorrida in Sevilla an — alljährlich die erste von größerer Bedeutung — eilte Gallardo von Plaza zu Plaza, um Stiere zu töten. Kam dann im August-September der Höhepunkt der Saison, so mußte er die Nächte im Zuge, die Nachmittage in der Arena verbringen, ohne an Ausruhen denken zu können, derweilen sein Bevollmächtigter in Sevilla ganz wirr im Kopf wurde von all den brieflichen und telegraphischen Kontraktangeboten, die er vergeblich in eine passende Reihenfolge zu bringen suchte.

Am vorhergehenden Tage hatte Gallardo in Ciudad Real gekämpft und konnte gerade — noch im Torerokostüm — den Zug erreichen, der morgens in Madrid eintraf. Eine fast schlaflos verbrachte Nacht, trotzdem die Mitreisenden eng zusammenrückten, um dem Mann, der am nächsten Tage sein Leben riskierte, etwas mehr Platz zu lassen.

Doch ungeachtet solcher Strapazen stürzte er sich im entscheidenden Moment stets mit einer Tollkühnheit auf den Stier, daß die Menge vor Begeisterung raste.

Allmählich verabschiedeten sich die Besucher und Gallardo stand im Begriff, sein Zimmer aufzusuchen, als ein Mann, an jeder Hand ein Kind, die Glastür des Speisesaals aufstieß. Beim Anblick des Toreros erschien ein seliges Lächeln auf seinem Gesicht. Gallardo erkannte ihn.

„Wie geht es euch, Gevatter?“

Der Mann fand keine Zeit zu einer Antwort. Sich an seine Jungen wendend, sagte er feierlich:

„Das ist er, nach dem Ihr immer fragt. Genau wie auf den Abbildungen.“

Und die beiden Knirpse schauten ehrfürchtig zu dem Helden empor, den sie täglich auf den Plakaten, die die Wände ihres Häuschens schmückten, betrachteten.

„Juanillo, küß' deinem Vater die Hand!“

Zerstreut streichelte Gallardo den Kopf des Kleinen — eines seiner vielen Patentkinder in Spanien! Von Taufe zu Taufe, das war auch eine Folge seiner Berühmtheit. Dieses hier erinnerte ihn an den Anfang seiner Laufbahn, und er empfand eine gewisse Dankbarkeit für den Vater, der schon damals fest an seine Zukunft geglaubt hatte.

„Und die Geschäfte?“ erkundigte sich der Espada.

„Geht es besser?“

Doch der Gefragte verzog das Gesicht. Seine kleinen Geschäfte als Zwischenhändler brachten ihm gerade das tägliche Brot ein. Mitleidig blickte der Torero auf die schäbige Kleidung — den Sonntagsstaat eines Armen.

„Wollt Ihr die Corrida sehen, Gevatter? . . . Dann geht auf mein Zimmer, wo euch Garabato ein Freibillet geben wird. Und dies ist für euch zum Raschen.“

Damit drückte er den Buben einige Duros in die Hände und schob die glückliche Gesellschaft zur Tür.

Ein Uhr erst! Wollten die paar Stunden denn gar kein Ende nehmen? . . .

Als er den Speisesaal verließ, sprang eine in eine alte Mantel gehüllte Frau an der Portierloge vorbei, und stellte sich ihm, trotz der Proteste der Angestellten, in den Weg.

„Juanito! . . . Juan! Erkennst du mich nicht? . . . Ich bin es, die Garacola, die Mutter des armen Lechugero.“

Gallardo lächelte der kleinen, runzeligen Alten mit dem unsterk klackernden Augen freundlich zu. Gleich-

zeitig hob er, ihre Wünsche erratend, die Hand zur Westentasche.

„Ach, Junge, man kommt doch aus dem Elend nicht heraus! Sobald ich hörte, daß du heute auftreten würdest, sagte ich mir: geh hin und sprich mit Juanito, der die Mutter seines armen Kameraden sicher nicht vergessen hat. Aber schmutz siehst du aus, Zigeuner! Natürlich laufen alle Frauen dir nach, du Teufelsjunge! — Mir geht es schlecht, sehr schlecht. Nicht mal ein Hemd habe ich an. Und seit heute morgen nichts im Magen als ein kleines Schnäpschen. Die Pepona — du weißt doch, die Dide aus unserer Gegend — behält mich aus Mitleid in ihrem Hause. Ach herrje, wenn mein armer Junge noch lebte! Erinnerst du dich noch an den Nachmittag, als Pepito umkam?“

Vergebens suchte der Torero diesem Redestrom zu entfliehen. Verdammte Hexe! Ihn in diesem Moment an ihren Sohn zu erinnern, dem vor seinen Augen auf der Plaza von Lebrisa ein Stier das Herz durchstieß! Wenn das nicht ein schlechtes Omen war! . . . Unwirsch gab er ihr einen Duro, wodurch ihr Wehklagen sofort in laute Freude umschlug.

„Die Königin von Spanien sollst du haben, du süßer Schneck! Frau Carmen mag nur gut die Augen offen halten, sonst stiehlt dich noch eine Prinzessin . . . Sag, Juanito, gibst du mir nicht ein Billettchen für heute nachmittag? Zu gern möchte ich sehen, wie du deine Toros tötest!“

Durch die überschwengliche Begeisterung der Alten ermutigt, drängte sich jetzt ein bunter Haufe — Bettler, Bummler, Zeitungsverkäufer — mit sanfter Gewalt am Portier vorbei. Ihr lautes Geschrei erfüllte die Halle.

„Die Gallardo! Hoch die Toreros!“

Die letzten der Zeitungsjungen griffen nach seiner Hand drückten sie heftig und riefen den zaghafteren kleinen Kollegen ermunternd zu:

„Immer ran! Er nimmt es nicht übel.“

Lachend verteidigte sich der Espada gegen diese Woge, die ihn hin und her zog und schob. Er leerte alle Taschen und verteilte die Silbermünzen blindlings in die offenen Hände.

„Mehr habe ich nicht! Nun laßt mich in Frieden, Ihr Strolche!“

Mit Hilfe der Angestellten erreichte er die Treppe und flog leichtfüßig, zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf. Aber die fröhliche Stimmung verschwand, sobald er sich in seinem Zimmer allein sah. Stiere von Miura! Dazu das Publikum von Madrid! . . . Die Gefahr, die ihn, stand er ihr erst gegenüber, zu berauschen schien und seine Verwegenheit noch erhöhte, legte sich jetzt wie ein Alpdruck auf seine Brust. Er fühlte sich kraftlos, schlapp, als machten sich plötzlich die Strapazen der durchreisten Nacht bemerkbar, und hatte den Wunsch, sich aufs Bett zu legen. Doch die Unruhe überwog noch das Gefühl der Müdigkeit.

Nervös ging er im Zimmer auf und ab und steckte an dem glimmenden Stummel eine frische Havanna an.

Paß! Die Toros von Miura waren schließlich auch nur Stiere wie die anderen!

Unwillkürlich jedoch dachte er im selben Moment an seine toten Kameraden, fast alle Opfer von Tieren jener berühmten Zucht. Nicht ohne Grund verlangten die Toreros tausend Pesetas mehr, wenn sie diesen wilden Bestien entgegentreten mußten.

Bisweilen hielt der Matador mit seinem Hin- und Herwandern inne, starrte stumpfsinnig auf irgendein Stück seines Gepäcks und ließ sich endlich in einen tiefen Armsessel fallen.

Um sich abzulenken, holte er aus seiner Brieftasche ein kleines Kuvert hervor, dessen steile, elegante Handschrift er lange betrachtete.

Entzückt atmete er den dem Papier entströmenden Duft ein. Wie hochgeborene Menschen auch in den geringsten Kleinigkeiten unnachahmlich sind! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Audienz beim Papst der Armenia.

Von Egon Erwin Kisch.

Das große Haus war einmal die geistliche Akademie, das Schemaran der Armenier, und über der roten Kuppel ragte wohl ein Kreuz; der weltliche rote Stern mit fünf Zacken war jedenfalls vorher nicht da. In den weitläufigen Gebäuden, von denen die Kathedrale in Obflong umgeben ist, sind Museen und Priesterwohnungen untergebracht. Das ist der Vatikan der armenischen Kirche seit sechzehn Jahrhunderten, hier residiert seit sechzehn Jahrhunderten Seine Heiligkeit der Papst. Jetzt ist es Georg V., armenisch Gerdorg Hinteorg, mit seinem bürgerlichen Namen Surentian, der über die Millionen der armenischen Kirche als Katholikos regiert. Wir treten ein in den langen Audienzsaal, an dessen Längswände Stühle stehen und oben ein prächtiger Thronstuhl für den Statthalter Gottes auf Erden, auf armenische Erde. Die Decke Stalattitengewölbe, an den Wänden Gemälde, Gobelins und Holzschmucke, alle mit den Sujets der benachbarten Landschaft, die gleichzeitig ein religiöses Symbol ist: die beiden gezackten Erzdome des Ararat von einer Gloriole umleuchtet und vom Regen schräg gestrichelt; am Bergesgipfel ist mitten in den schiefen Linien ein Schiff verankert, Noahs Arche; warum sollte ein Schiff bei ewigem Regen im ewigen Schnee nicht landen können, dreieckig strahlt ja das Auge Gottes herab. Intimer Audienzsaal für intime Empfänge; Gobelin mit dem Kloster Etchmiadzin, zwei Fahnen, die Stange der einen endigt als Kreuz, die andere als Inful. Aber für einen einzelnen Audienzwerber braucht man nicht einmal das kleine Empfangszimmer zu bemühen, er durchschreitet nur die offiziellen Säle; an dem Schlafzimmer vorbei, dessen Türe offen steht, so daß man sehen kann, Seine Heiligkeit benutzt ein einfaches Messingbett, kommt man in ein Arbeitskabinett, in dem der Katholikos sitzt.

Georg V. ist ein rüstiger Greis von achtzig Jahren, Hüne von Gestalt, und sein Bart, der sich nach vorn wölbt, weist noch braune Fäden auf. Auf den Scheitel gedrückt eine runde Kappe. Der Katholikos spricht keine europäische Sprache, aber der Erzbischof neben ihm, Dr. Garigin Howespian, hat an der Leipziger Universität seine archäologischen Studien beendet und dort das Doktorat gemacht; erüberreicht, geht über sein Amt als Dolmetsch hinaus, mit Wärme erklärt er und fügt aus eigenem hinzu, wenn der freundliche Papst Erläuterungen gegeben hat. Und schweift das Gespräch aus Altertum und Mittelalter in die neueste Neuzeit, nicht in die des Weltkrieges, über den sich Georg V. auch vor dem fremden Besucher mit unverhohlener Erbitterung äußert, sondern in die bolschewistische Gegenwart, die eine gewisse Reserve erfordert, dann überläßt der Papst mit einem kurzen Blick seinem weniger verantwortlichen Erzbischof das Wort. Während der Unterhaltung fällt draußen der Regen noch immer herab, klatscht auf die Scheiben, trocken bleibt der Doppelgipfel des Ararat, und seine Weiße durchdringt, ein Naturspiel, die Nebelschwaden, unten aber trieft alles, die Kreuze und Kirchen und der rote Stern auf dem ehemaligen Seminar.

Zuerst gibt Georg V. dem Gast eine historische Lektion. Die armenische Kirche ist die älteste der Erde, wenn man dem Eusebios von Caesarea glauben darf, standen bereits in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts armenische Bischöfe mit dem alexandrinischen Bischof Dionysios in Korrespondenz. Die Organisation der Kirche ist am Ende des dritten und anfangs des vierten Jahrhunderts durch Gregorius Illuminator durchgeführt worden; hier vor dem Fenster, wo sich jetzt, vom Regen gepfeifelt, die Kathedrale erhebt, ist dem heiligen Gregorius der Sohn Gottes erschienen — Etchmiadzin heißt: „Der Eingeborene ist herabgekommen!“ — und hat ihn sozusagen zum ersten Katholikos gesalbt. Solches begab sich jedoch bloß das eine Mal. Seither wird das Oberhaupt der armenischen Kirche von der ganzen Nation gewählt, von den russischen, türkischen, persischen und auch von den armenischen Armeniern. Die Geistlichen werden von der Gemeinde die Bischöfe von den Eparchien und Diözesen, und der Katholikos von den Vertretern aller armenischen Gläubigen aus der Türkei, aus Europa und aus Amerika gewählt, die je einen Geistlichen, den Bischof und einen Laienvertreter aus jeder der sechzig Eparchien zum Konzil entsenden. So ist auch der jetzige Katholikos zu seinem Amte gekommen, aber über seinen Nachfolger werden bereits weniger Wahlmänner abstimmen, denn türkisch-Armenien existiert nicht mehr. Der fünfte Georg erzählt von dem unmenschlichen Leid, das die Armenier in der Türkei zu erdulden hatten, und da er merkt, wie wenig der Besucher darüber unterrichtet ist, wird er noch offener, ja: davon wußte man in Deutschland und Oesterreich nichts. Man durfte nicht erfahren, daß der türkische Bundesgenosse einen Massenmord beging, wie ihn die Geschichte nicht kennt. Die türkischen Armenier werden verfolgt, weil der Großteil ihrer Glaubensgenossen in „Feindesland“ lebte. Sie wollten nach Mesopotamien auswandern, aber man drangsalirierte sie unterwegs derart, daß Hunderttausende und aber Hunderttausende, Männer, Frauen und Kinder, vor Hunger und Durst und Entkräftung gestorben sind. Der Rest wurde zu Tode gemariert oder, in Sade gequält, ins Meer geworfen. Jetzt gibt es fast keinen Armenier mehr in der Türkei. Vor dem Kriege zählte die armenische Kirche insgesamt vier Millionen Seelen, jetzt nur drei, eine Million ist ermor-det worden.

Der Katholikos von Etchmiadzin ist das Haupt der Kirche, in Beirut residiert noch ein zweiter Katholikos und in Konstantinopel und Jerusalem je ein Patriarch, aber sie unterwerfen sich in allen Fragen dem Heiligen Vater auf heiligem Boden, trotzdem jahrelang jeder Verlecher unterhunden gewesen ist. Seit zwei Jahren

tauschen die kirchlichen Behörden des Auslands von neuem Briefe mit dem heiligen Stuhl, fordern Gutachten ein, und sein Urteil in kirchlichen Streitfragen, und das oberste Konzil „Geraquin Choururi“ kann wieder zusammentreten. In der Sowjetunion wirken acht Bischöfe, außerdem einer in Bostan, zwei in Persien, einer in Paris, dem die Kirchen von London, Berlin und Wien unterstehen, je einer in Rumänien, Griechenland, Aegypten und Bulgarien.

Das Schrifttum der armenischen Kirche reicht bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts zurück, es gibt nicht nur Uebersetzungen der gesamten biblischen Literatur, die in den Urtexten erhalten ist, sondern auch solche, deren griechische oder syrische Niederschriften verloren gegangen sind. Armenische Pergamente von allgemeiner wissenschaftlicher und künstlerischer Bedeutung sind vorhanden, theologische, poetische und historische Werke, die sich vor allem auf Persien, Syrien, den Kaukasus, Kleinasien und Byzanz beziehen.

In der Sakralbaukunst existieren kaum ältere Denkmäler, als sie die Armenier aufzuweisen haben, Ruinen aus dem fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert, in welcher Zeit die Kirche der Gregorianer ihre erste Blüte erlebte. Damals wurden auf basilikale Gebäude armenisch-iranische Kuppeln gestülpt, der eigentliche armenische Ekklesiastil geschaffen. Vom Ende des neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts kommt während der Bagratidenherrschaft die zweite und unter der Regierung der Sachariden die dritte große Epoche der Architektur. Ungemein entwickelt war auch die Miniaturmalerei und die Buchkunst. Unten im Museum sind Porträts der Fürsten, der Könige und der Heiligen und Szenen aus der Heiligen Schrift zu sehen, Gebetbücher, kostbare Evangeliare und Memoria aus dem zehnten Jahrhundert, mit reichgeschmückten geschnitzten Eisenbeinbänden, goldenen und silbernen Initialen — Schätze in wissenschaftlicher Obhut, wie man sie hier an der Grenze Asiens kaum vermuten würde. Archiv und Museum sind gegenwärtig nicht mehr unter der Verwaltung des Heiligen Stuhles, sondern Staatseigentum.

Das Gespräch zwischen dem Katholikos, seinem Erzbischof und dem Besucher wendet sich jetzt von Altertum und Mittelalter der Neuzeit zu, und die kirchlichen Würdenträger sprechen über die Stellung der armenischen Kirche in Rußland. In der Zarenzeit wurde die armenische Kirche mit allen Machtmitteln unterstützt. Von der Förderung, die die griechisch-katholische Kirche als Staatsreligion erfuhr, war natürlich für die armenische keine Rede. Aber darüber hinaus versuchte der Prokurator viele Schulen unter allerhand Vorwänden zu schließen, sämtliche religiösen Schriften mußten der Zensur vorgelegt werden, und der orthodoxe Zensur in Tiflis waltete orthodox seines Amtes. Es war schon in der kaiserlichen Aera ganz klar, wenn es auch nicht ausgesprochen werden durfte, daß die großen Pogrome, welche die Tataren in Baku, in Achtschewan, in Tschutscha und in zahllosen Dörfern gegen die Armenier verübten, von der Regierung geduldet und von ihren Organen unterstützt wurden. Viele Armenier kamen dabei ums Leben. Als Fürst Galizin kaiserlicher Statthalter im Kaukasus war, nahmen diese injenzierten Ausschreitungen sehr überhand und wurden wiederholt zu regelrechten Massakern.

Seitdem die Bolschewiki die Herrschaft ausüben, besitzt die armenische Kirche kein Eigentum mehr außer einigen Weinbergen, etwa 40 Desjatinen für die Landwirtschaft und die Kirchengebäude und die Wohnungen der Geistlichen, obwohl auch hier Grund und Boden Eigentum des Staates sind. Während viele griechisch-katholische Kirchen im Kaukasus, wo sie von Staats wegen ohne besonderes Bedürfnis aufgebaut worden waren, von den Kommunisten geschlossen und anderen Zwecken dienstbar gemacht sind, ist dieses Schicksal den armenischen Kirchen fast nirgend widerfahren. Allerdings haben wir dem Staat keinerlei Anlaß zum Einschreiten gegen uns gegeben. Wir haben von dem Augenblick an, da das kommunistische Regime platzgriff, uns positiv dazu gestellt und haben in unseren Kirchen in diesem Sinne gepredigt. Tatsächlich führte unsere loyale Haltung dazu, daß man uns im großen und ganzen ungeschoren läßt. Anfangs wurde die Kirche von Anhängern der antireligiösen Bewegung, den Besboshniki, verhöhnt; jetzt hat diese Art der Propaganda bei uns jeden Boden verloren. Schmerzlich ist nur, daß wir kein geistliches Seminar besitzen, aber wir erhielten bereits die Versicherung, die Regierung habe im Prinzip nichts dagegen, wenn wir eine geistliche Hochschule eröffnen, die wissenschaftlichen Zwecken dient. Das Recht, die Schuljugend zu erziehen, ist uns von den Sowjetfesseln genommen worden, aber nach dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahr darf jeder lernen, was ihm beliebt, und es kann uns daher nicht verwehrt sein, Jünglinge dieses Alters, die die Mittelschule absolviert haben, in unseren Spezialschulen für den geistlichen Beruf vorzubereiten. Wenn man uns gestattet, unsere Kirche zu haben, so muß man uns selbstverständlich auch erlauben, Seelsorger für die Kirche heranzubilden.

Dieses war das Gespräch im Vatikan von Etchmiadzin. Der Papst reicht dem Gast zum Abschied die Hand und entzieht sie ihm, bebor dieser den Versuch machen kann, sie — sich dem strengen Rituale unterwerfend — zu küssen. Wir passieren den Audienzsaal, an dessen Wänden man die gemalten Epiken des Ararat, von Regenstrahlen schraffiert, aus der Sintflut emporragen sieht, wir gehen über den Hof, den noch immer der wirkliche Regen peitscht, wir betreten die Schätze des Museums, die Pergamente des Archivs und die Wände der Bibliothek. Wir treten wieder hinaus und steigen in das Auto, dieweil der Himmel die Landschaft übergießt, als wollte er sie ertränken.

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem ausgezeichneten Buche „Daren, Popen, Bolschewiki — der rasende Reporter in Rußland“ entnommen. Verlag E. Rich & Co. Berlin.)

Der indiscrete Papagei.

Die Tür wird geöffnet.

„Es ist wohl eigentlich nicht ganz korrekt, daß ich mit Ihnen gehe.“

„Es wäre vielmehr verkehrt, wenn Sie es nicht täten.“

„Ah!“ (fährt zusammen).

„Was ist denn?“

„O — ich habe mich so erschrocken; ich glaubte, daß hier ein lebendes Wesen sei.“

„Das ist es ja auch. Das ist mein Papagei. Ich habe das Bauer mit meiner Fackel verhängt. Gehen Sie, bitte, leise, der Papagei schläft. Man muß gut zu den Tieren sein, die man sich hält.“

„Und dieser Papagei ist das einzige lebende Wesen, das Sie täglich um sich haben?“

„Ja — a — a!“

„Aub das genügt Ihnen?“

„Fals! Warum nicht? Klug wie ein Mensch... Sprechend wie ein Mensch, und dabei treuer als irgendein Mensch.“

„Ist das Tier ein „Er“ oder eine „Sie“?“

„Es heißt allerdings Jakob, aber nach seinem Wortschwall zu urteilen, glaube ich...“

„Sooo?“

„Darf ich Ihnen nicht den Mantel abnehmen?“

„Danke schön, ich will den Mantel lieber anbehalten. Ich will nur einen Augenblick bleiben.“ (Nimmt aber den Mantel selbst ab.)

„Wie dieses Kleid Ihnen doch gut steht!“

„Tut es das?“

„Ja — großartig, brillant.“

„Ein Modell von Chanel.“

„Zweifellos sehr dekorativ mit dem Schal und den vielen Fransen, wenn auch etwas kompliziert nach meiner Idee, aber...“

„Meinen Sie wirklich?“

„Ja — zweifeln Sie etwa?“

„Ich will es Ihnen gestehen, ich habe das Kleid selbst gearbeitet nach einem Modell von Chanel in Paris.“

„Sie sind also nicht nur reizend, sondern auch tüchtig. Ich bewundere Sie wirklich.“

„Aun Sie das?“

„Soll ich Ihnen beweisen?“ (Er küßt ihre Hand ein, zweimal, und als er sich dazu anschickt, ihre Hand das vierte Mal zu küssen, zieht sie die Hand schnell zurück.)

„Lassen Sie es gut sein.“

„Dach ich denn nicht mehr?“

„Nein — ich will nicht von einem geküßt werden, der den einen Abend diese küßt und den nächsten Abend jene... was weiß ich denn, wer gestern Abend bei Ihnen war?“

„Niemand — niemand — ich beschwöre Sie — niemand. Nie empfangen ich Damenbesuch — wahrhaftig...“

„Sollte ich denn wirklich die Einzige, die erste sein, die Sie hier besucht? Antworten Sie!“

Der Papagei kreischt plötzlich mit scharfer Stimme:

„Du bist die Einzige, die einzig — eine, die ich liebe...“

„Half's Maul, verfluchte Kreatur,“ schrie der Tierfreund.

Sie transit gloria mundi! M. Henniger.

Der Diamant im Vinjengericht.

(i) London. Esau, der erstgeborene Sohn Isaaks, hat, wie man weiß, mit Linsen schlechte Erfahrungen gemacht. Daran wird man erinnert, wenn man jetzt die absonderliche Geschichte hört, die gegenwärtig das Interesse der gesamten englischen Juristenwelt erregt.

Der sehr ehrenwerte Beamte des Foreign Office, John Spear, bzw. seine ihm rechtmäßig angetraute Ehegattin, hatte dem gemeinsamen dreijährigen Söhnchen vor einigen Tagen Linsen zu essen gegeben, was an sich nicht ungewöhnlich ist und weiter auch nicht erwähnenswert wäre. Der Knabe aß von den Linsen, die einer Konservenbüchse entnommen waren, ziemlich viel, was zur Folge hatte, daß er in der Nacht über Unbehagen zu klagen begann und — wie sagt man doch? — die Speise nicht bei sich behalten konnte. Aber auch das verlohnte nicht der Mühe erzählt zu werden, da es nicht einmal besonders ästhetisch ist. Nun kommt aber das Wunderhafte an der ganzen Angelegenheit. Der Arzt, den die besorgten Eltern herbeigerufen, gab dem Jungen ein Beruhigungspulver, untersuchte die wieder zutage geförderten Linsen — und fand in ihnen einen Diamanten, dessen Wert ein Juwelier später auf 150 Pfund Sterling schätzte: „Es ist einer der reinsten Tasmanischen Diamanten,“ sagte er, „den ich je gesehen habe!“

Als nun der Konservenhändler, bei dem die Familie Spear einzukaufen pflegt, von dem Vorfall hörte, wollte er den Stein zurückhaben. „John Spear“, so erklärte er, „hat bei mir nur Linsen, nicht aber Diamanten gekauft und bezahlt, also gehört der Edelstein mir und keinem anderen.“ Der Händler erwiderte es denn auch, daß der Diamant auf Grund einer einseitigen Verfügung gerichtlich beschlagnahmt wurde, und nun sollen weise Richter eine endgültige Entscheidung treffen. Darauf, wie diese ausfallen wird, ist man nun gespannt. Wem gehört der Stein? — Eine Doktorfrage!

Ein „Mhasver der Liebe“.

(r) Wien. Sie hat sich über ihn gebeugt, ihn geliebt und ihm seine Wunden geküßt; er ist ohne Dank von ihr gegangen, ohne sie auch nur mal nach ihrem Namen zu fragen. Nun sitzt ihm die Unruhe im Herzen: eine unbezähmbare Sehnsucht nach der Unbekannten. Die treibt ihn nun ruhelos von Ort zu Ort, von Land zu Land, ohne ihn irgendwo verweilen zu lassen. Die schöne Unbekannte ist das Ziel seines Dranges, seiner Wanderungen, seines Verlangens, und man nennt ihn schon den „Mhasver der Liebe“.

Vor 14 Jahren noch war Adolf Wagner ein angesehenener Kaufmann in einem ungarischen Städtchen. Er war jung verheiratet und glücklich. Der Weltkrieg brach aus, und auch Wagner zog den bunten Rod seines Kaisers und Königs an. Als Kavallerieoffizier der Reserve wurde er bei einem russischen Ueberfall durch einen Säbelhieb schwer verwundet und sank vom Pferde. Als er auf dem Kampfplatze wieder das Bewußtsein erlangte, stand eine fremde Frau über ihn gebeugt und gab ihm zu trinken. Sie wusch das Blut aus seiner klaffenenden Wunde und strich ihm das Haar aus der Stirn. Dann verschwand sie wieder, wie ein köstliches Traumbild; bald erschienen einige Krankenträger und brachten den Verwundeten in ein nahe polnisches Dorf, von dem aus er ins Lazarett transportiert wurde. In seinem Zustande verlag er, nach dem Namen des Dorfes und der fremden Frau zu fragen, und als er später merkte, daß es ihm unmöglich war, die beiden Namen festzustellen, fühlte er bereits, daß er zum Sterben in die ferne Unfindbare verliebt war... .

Von nun an fragte er nicht mehr nach seiner Frau und seinen Kindern und richtete sein ganzes Bestreben, nachdem er wieder selbstdienstfähig geworden war, darauf, das ihn quälende und beunruhigende Geheimnis um jene Frau zu lüften. Aber er fand sie nicht. Nach dem Kriege kehrte er nach Hause zurück, ließ sich von seiner untröstlichen Frau scheiden, machte all sein Hab und Gut zu Geld und begann eine neue Suche, um die unbekanntes Geliebte zu finden. Dreimal schon hat er ganz Polen nach allen Himmelsrichtungen durchstreift, aber die Auserkorene seines Herzens scheint wie vom Erdboden verschwunden zu sein. Seine Familie ließ ihn ins Irrenhaus sperren; er brach aus; er hat wegen „Arbeitslosen“ und Landstreicherei einige Dutzend Gefängnisse von innen kennen gelernt, — nichts kann ihn davon abhalten, seine aussichtslose Odyssee fortzusetzen.

In Polen hatten ihn die Menschen, die ihn und seine bescheidenen Fragen bereits kennen, für einen unheilbaren Geisteskranken; er hat kein Vermögen, kein Reisegeld mehr. Unterwegs verdient er sich das wenige Geld für seines Lebens bestehende Notdurft durch die niedrigsten Tagelöhner-Arbeiten. Und so jagt dieser Unglückselige auch heute noch immer, unsehbar, unbeflügelbar, einem fernen, fremden Phantom nach, an das er sein Herz verloren hat, dieser bedauernswerte „Mhasver der Liebe“.

Aus aller Welt.

Was hat Shakespeare verdient? Ein Professor der Universität Illinois hat sich der Mühe unterzogen, die Einkünfte Shakespeares nachzurechnen. Er will herausgebracht haben, daß der große Dichter im Durchschnitt ein Jahreseinkommen aus seinen Werken von 250 Pfund hatte, wobei zu berücksichtigen ist, daß er Autor, Schauspieler und Theaterdirektor war.

Keine Frauen in italienischen Gerichtssälen. Der italienische Unterstaatssekretär der Justiz hat eine Verordnung herausgegeben, nach der es den Frauen untersagt ist, als Zuhörer Prozessen beizuwohnen. Die französischen Rettungen weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß es in Frankreich wohl ungeheuer schwierig sein würde, eine ähnliche Verordnung durchzuführen, da es zur guten Mode der Pariserin gehört, die Gerichtssäle zu besuchen.

Gefängnis für unleserliche Rezepte. In Norwegen ist ein Gesetz herausgekommen, demzufolge Rezepte klar und deutlich geschrieben sein, und vom Arzt leserlich mit Vor- und Zunamen unterzeichnet sein müssen. Zuwiderhandlungen gegen dieses Gesetz werden mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft.

Fröhliche Ecke.

Silke bei Schularbeiten. Gutmütiger Vater: „Soll ich dir auch bei deinen Schularbeiten helfen, Willi?“ — Der kleine Willi: „Nein, Papa, das Fräulein Lehrerin hat gesagt, es wäre ihr lieber, wenn ich meine Arbeiten selbst falsch mache!“

Reinlichkeit. Mutter: „Fritz, die Musiklehrerin kommt. Hast du Gesicht und Hände gewaschen?“ — „Ja, Mama.“ — „Und die Ohren?“ — „Ja, das eine, das ihr zunächst ist, habe ich gewaschen.“

Sundeaussstellung. „Mama, darf ich Caro auf die Sundeaussstellung schicken?“ — „Lieber nicht, ich fürchte, er ist nicht gut genug.“ — „Nicht gut genug, wieso, hat er je in seinem Leben ein Unrecht getan?“

Vornehme Leute. Geschäftsmann: „Ich möchte recht schnell eine Tasse Kaffee ohne Milch.“ — Kellnerin: „Bei uns gibt es keine Milch. Wollen Sie den Kaffee ohne Sahne?“

(„Daily News and Westminster Gazette“.)

Verantwortlich: Hauptchriftleiter Robert Styra, Poznan.